

**Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland**

**Vechta, Oldb, 1969-**

Hans Pille: Der Sommer mit Raphsocki

**urn:nbn:de:gbv:45:1-5285**

# Erzählungen und Gedichte

## Der Sommer mit Raphsocki

VON HANS PILLE

Als Knabe hatte ich eine schwache Gesundheit, deshalb schlug unser Arzt vor, daß ich ein Jahr lang bei einem Onkel an der See leben sollte. Onkel Brijant, ein Mann von schmaler Gestalt mit eisengrauem Haar und dem Blick eines Samariters, lebte als Lehrer an der Meeresseite Frankreichs, am Atlantischen Ozean. Das Dorf hieß La Coque. Dort unterrichtete er zweiundzwanzig Kinder in einer einklassigen Schule. Ab und zu fuhr er mit seinem klapperigen Citroën im Land umher und stöberte alte Uhren auf, die er seit Jahren sammelte.

Tante Claire, seine Frau, behauptete stolz, daß die Normannen ihre Vorfahren seien. Von Zeit zu Zeit wurde sie von der Sehnsucht nach Marseille heimgesucht, wo sie herstammte, dann nörgelte sie: „Dieses La Coque ist wirklich nicht mehr als eine Eierschale, und es ist häßlich wie ein Huhn, dem die Federn ausfallen!“ La Coque lag in einer Hügelfalte, einer großen Schale aus hartem, steinigem Boden. Das kreidig aussehende Schulhaus stand etwas erhöht auf einer Erhebung. Ich wohnte in einer Bodenkammer, die von außen über eine Eisentreppe an der Giebelseite zu erreichen war. Vom Fenster aus konnte ich den Ozean sehen, der bei Flut mit starker Brandung an die felsige Küste klatschte. Das rauschte, donnerte und brüllte stundenlang so gleichförmig, daß man es nach einer Zeit vergaß. Aber in den ersten Wochen lebte ich in ständiger Spannung, in der ich Selbstgespräche führte, um eine Stimme zu hören, aber auch plötzlich unterm Schrei einer Möve verstummte, der jäh über dem Dachfirst aufgellte.

Nachts, wenn ich aufwachte, fühlte ich mich fiebrig und erschöpft. Draußen, hinter den Felsen, wenige hundert Meter entfernt, sprach das Meer: ein gewaltiger Redner mit Faustschlägen und stürzendem Gelächter. Ich bildete mir ein, daß es mir drohte oder mich verhöhnte, denn ich war ein Fremder, ein Eindringling. Allmählich, mehr unmerklich, gewöhnte ich mich daran. Vormittags ging ich oft an der Küste entlang, saß auf einem Felsen und beobachtete die Möven oder blickte nach den Fischerbooten aus. Da ich in Limoges das Gymnasium besucht hatte, konnte ich nicht in Onkel Brijants Schule gehen. Ich hatte eine Sondergenehmigung vom Ministerium, die besagte, daß ich im Interesse meiner Gesundheit für eine befristete Zeit vom Schulbesuch befreit war.

Nachmittags traf ich mich mit meinen Freunden. Boris war ein kräftiger, lebhafter Junge mit dunkelblonden Haaren. Seinen Eltern, die aus Polen stammten, gehörte der Laden des Dorfes, den sie „Au bon marché“ nannten und in dem es

alles zu kaufen gab. Der schwarzhaarige Jean, dessen Vater auf einem Fischerboot fuhr, sprach schnell und erregte sich leicht, er war hager und lang aufgeschossen. Emiles blaue Augen sahen immer ein wenig traurig aus, vielleicht deshalb, weil ihm die stürmische See den Vater genommen hatte. Lalla, Boris' Schwester, hieß eigentlich Terese. Da sie als kleines Kind überaus zierlich gewesen war, hatte jeder sie Püppchen genannt; das heißt auf polnisch Lalla. Sie hatte eine zarte Haut und dunkle, glänzende Augen. Ich mochte sie besonders gern.

Einige Wochen nach meiner Ankunft, als ich anfang, mich an das Dorf und das Meer zu gewöhnen, am Ende meiner Furcht also, sah ich Schol Raphsocki zum erstenmal.

In der Pause ging ich auf den Schulhof. Da sagte Emile zu mir: „Du, gestern abend hat einer ein altes Sofa über die Felsen hinuntergekippt! Von einem Lastwagen aus. Das will ich mir heute nachmittag mal ansehen. Vielleicht können wir es noch gebrauchen.“

Ich wunderte mich. Ein altes Sofa - wer kümmerte sich darum! Aber in La Coque hatten alle Dinge einen anderen Wert als bei uns in Limoges.

Nach der Pause schlenderte ich den Pfad hinunter, der durch die Hügel an die Küste führte. Der Wind wehte vom Meer her. Es war Ebbe. Hinter der Straße betrat ich einen engen Paß zwischen zwei aufgetürmten Felsen. Unter mir, mehrere Meter tief, lag eine von Felsblöcken und Geröll halb umschlossene freie Fläche, auf der wir bei Ebbe manchmal nach Strandgut suchten. Dort unten entdeckte ich das alte Sofa. Aber es lag ein Mann darauf! Sein Strandbett war dunkelgrün gepolstert, es hatte vom Sturz herrührende und auch alte Wunden, aus denen irgendwelches Polsterzeug hervorquoll. Der Mann hatte einen Mantel über sich gedeckt. Seine Baskenmütze lag auf dem Boden. Das verhältnismäßig lange Haar schimmerte silbrig. Das Gesicht sah wie tot aus, die Wangen waren eingefallen, und dann segelten Möven niedrig über ihn hinweg, als wollten sie sich auf ihn stürzen.

Ihre Schreie weckten ihn. Er schlug die Augen auf und erblickte mich:

„Guten Morgen!“ sagte ich.

„Guten Morgen? Wenn es noch so früh ist, werde ich weiterschlafen.“

Er hatte eine tiefe, mild klingende Stimme. Er drehte sich auf die Seite. Ich kehrte zur Schule zurück, um es meinen Freunden zu erzählen, unterwegs aber überlegte ich es mir anders. Nachmittags ging ich mit ihnen an die Küste. Im Felsen-  
eingang sagte ich: „Wundert euch nicht! Auf dem Sofa liegt ein Mann!“

„Ein Mann? Woher weißt du das?“

„Weil ich ihn heut morgen gesehen habe.“

Sie drängten neugierig durch den Paß. „Du erzählst Märchen!“ sagte Boris halb ärgerlich. „Wo ist denn der Mann - hö?“

Ich beteuerte, daß wirklich ein Mann auf dem Sofa gelegen hätte. Sie glaubten es nicht. Wir kletterten in die Bucht hinunter. Die Flut war hereingedrungen, und der Mann hatte das Sofa auf ein höher gelegenes Plateau gezogen, das durch Felsen vor den Brechern geschützt wurde.

„Schade!“ sagte Emile. „Wir hätten es zu Haus gut gebrauchen können.“

Plötzlich sagte eine Stimme hinter uns: „O, ich habe Besuch!“

Jener alte Mann, mit dem ich morgens gesprochen hatte, stand auf einem Felsvorsprung. Er hatte seinen Mantel an, eine Art von weitem, braunem Kutschermantel, und die Baskenmütze auf.

„Guten Tag!“ sagten wir.

„Guten Tag! Bitte, nehmt Platz!“

Heiterkeit und Ernst - beides klang in seiner Stimme. Er stieg zu uns herab. Er war nicht groß, der Mantel machte ihn breit. Tiefe Falten durchzogen sein Gesicht. Ich schätzte ihn auf 65 Jahre. Die Augen sahen älter, sahen uralt aus: ein mattes Braun, fast gelb. Und müde? Vielleicht. Vor allem aber kamen sie mir sehnsüchtig und voll milder Trauer vor.

Er setzte sich neben Boris und zog einen glasig durchsichtigen Stein aus der Tasche, in dem irgendein Insekt eingeschlossen war.

„Den habe ich gefunden. Zwischen den Felsen!“ Er sah uns der Reihe nach an, dann sagte er zu Lalla: „Den schenke ich dir! Wenn du ihn betrachtetest, magst du an mich denken, an Schol Raphsocki - so heiÙe ich.“

Er betonte die mittlere Silbe des Nachnamens, den er Raphsocki aussprach.

„Und wie heiÙt du?“

„Lalla; eigentlich Teresa.“

Er nickte. „Ja, ja: Lalla.“

Wir nannten ihn nun auch unsere Namen. Er sagte: „Ich komme aus Marseille, das ist nicht sehr weit, aber ich bin schon seit dem vorigen Jahr unterwegs. Wo ich hinwill, das vergesse ich keine Stunde: nach Osten, nur nach Osten. Aber, wohl-gemerkt: auf Umwegen! An manchen Orten, wo es mir gefllt, bleibe ich ein paar Monate. Euer La Coque zum Beispiel finde ich sehr schön. Das Sofa hier wird mein Bett sein.“

Er zog ein Beutelchen Erdnüsse aus der Tasche und bot uns davon an, dann fragte er uns aus, und wir sagten ihm alles, denn er war sanft und freundlich. Als er hörte, daÙ Boris' und Lallas Eltern aus Polen stammten, sagte er leise: „Sieh an, aus Polen! . . . Du nicht, Boris, aber du, Lalla, Püppchen, hast ein polnisches Gesicht. Ich sehe dich unter den Arkaden von Zamoc stehen, wie du auf den Marktplatz hinaussiehst . . . Zamoc! Dort unter den Arkaden gab es kleine Läden, Werkstätten, Estuben. Eine dieser Werkstätten gehörte mich. Den ganzen Tag tickten die Uhren darin.“

„Sie sind Uhrmacher?“ fragte ich.

„Ja. Aber jetzt nicht mehr.“

„Mein Onkel Brijant, der Lehrer von La Coque, hat viele alte Uhren.“

„Uhren“, sagte Schol, „sind das tickende Gewissen der Zeit. Für mich haben sie bald zu Ende gerufen.“

Lalla sagte: „Sind sie doch so alt noch nicht.“

„67 Jahre . . . Bevor die Soldaten nach Polen kamen, die Deutschen, verkaufte ich meinen Laden. Nur meine Taschenuhr und meine Lupe behielt ich und zog los. Ich habe nicht gewartet wie die anderen, die dann weggeholt wurden. Den Soldaten ging ich aus dem Weg, trotzdem fiel ich ihnen in die Hände. Sie verspotteten mich und befahlen mir, zu arbeiten. Meine Finger wurden rauh und grob, es waren nicht mehr die Hände eines Mannes, der mit feinen Rädchen umgeht. Aber ich lebte noch, und ich liebte nichts mehr als meine Freiheit. Darum wagte ich alles, und eines Nachts gelang es mir, den Soldaten zu entkommen. Seither miÙtraue ich ihnen, gleichgültig in welcher Uniform sie stecken. Sie gehorchen zu leicht Befehlen.“

Nach vielen Gefahren kam ich nach England, wo mein Onkel wohnte. Aber er war inzwischen gestorben, und seine Söhne waren nach Amerika ausgewandert. Sie schrieben mir, ich solle nachkommen, jedoch der Ozean war mir zu groÙ und tief. AuÙerdem wollte ich mich nicht zu weit von Polen entfernen. Schon in

England fühlte ich mich nicht richtig wohl, immer dachte ich: Du mußt zurück, Schol! Du mußt wieder zurück!“

Lalla fragte: „Hatten Sie denn keine Frau und Kinder?“

„Kinder nicht, aber eine Frau hatte ich gehabt. Als wir ein Dutzend Jahre verheiratet waren, fuhr sie nach Lublin, zu ihrer Schwester Zofia. Dort ist sie von einem Auto überfahren worden . . . Eine andere Frau wollte ich nicht haben.“

Ich fragte: „Kommen Sie jetzt aus England?“

„Ach wo! Nach dem Krieg hielt ich es dort nicht mehr aus. Ich ging auf ein Schiff und fuhr nach Frankreich, nach Marseille, und dort bin ich zufrieden gewesen. Aber je älter man wird, um so stärker zieht es einen in die Heimat zurück; mag man noch so weit von ihr entfernt sein.“

„Wo wollen Sie jetzt hin?“

„Zunächst bleibe ich mal hier. Und dann gehe ich weiter, immer weiter, bis nach Zamość. Dort werde ich dann sterben, und man wird mich bei meiner Rosa begraben.“

Er sagte das so, als sei es selbstverständlich. Darauf zog er eine kleine Mundharmonika hervor und spielte ein Lied, das sich temperamentvoll und zugleich schwermütig anhörte.

„Das ist ein polnisches Schlittenlied“, erklärte er. „Wenn ich an Zamość denke, sehe ich die Stadt immer im Schnee liegen, und ein Schlitten, mit Pferden im blitzenden Geschirr bespannt, gleitet an den Arkaden vorbei zur Stadt hinaus. Vielleicht sitzt Jerzy Cekorrek drin, der reiche Pelzhändler, der auf sein Gut fährt.“

Boris warf ein: „Güter gibt es aber in Polen nicht mehr.“

Schol Raphsocki wandte sich ihm betroffen zu, doch dann sagte er vor sich hin:

„Es wird sie schon noch geben! Güter schon noch.“ Sogleich lächelte er wieder.

„Ich bin arm“, erklärte er. „Aber denkt ihr, ich fühlte mich arm? Keine Spur! Ich verdiene mir jeweils soviel, daß ich weiterleben kann. Was brauche ich mehr? Ich habe mein Leben retten können, als es in Gefahr war, und ich bin glücklich, wenn mir einfällt, daß ich Polen eines Tages wiedersehen werde.“ Er stand auf.

„Ich lege mich jetzt hin und schlafe ein wenig. Wir werden uns sicherlich noch öfter sehen. Ihr seid bei mir“ - er machte eine kreisende Handbewegung - „jederzeit willkommen.“

Abends kehrten wir noch einmal zur Küste zurück, jedoch das Sofa stand verlassen da.

Von da an trafen wir Schol Raphsocki öfter, und bald hatten wir uns mit ihm angefreundet. Wenn es regnete oder die Flut zu hoch stieg, schlief er in meiner Dachkammer auf dem Fußboden; er brauchte nur ein Kissen unter dem Kopf und seinen Mantel zum Zudecken. Wir machten das stillschweigend unter uns aus, im Haus sagte ich nichts davon. Manchmal ging er an der Küste entlang, als wollte er den Weg ostwärts auskundschaften, und kam erst nach Tagen zurück. Sein Sofa stand währenddem unbenutzt da. Niemand machte es ihm streitig.

Einmal erzählte er den Kindern in der Schule die Erlebnisse auf seiner Flucht nach England. Mein Onkel, mit dem er bisweilen zusammensaß und Uhren ansah, hatte ihn dazu überredet. Als er mit seinem Bericht zu Ende war, sagte er: „Es gibt überall gute und weniger gute Menschen. Wenn mich der eine schlägt oder verhöhnt, so gibt mir der andere ein Obdach oder freundliche Worte, und ich vergebe dem, der mir Unrecht zufügte.“

Sonst hätte er wohl auch nicht dem flüchtigen Legionär geholfen, einem Deutschen, der gesucht wurde. Im Morgengrauen entdeckte er ihn an der Küste. Der

Deserteur vertraute ihm, und Schol versteckte ihn in einer schwer zugänglichen Felsengrotte, die er in der Nähe am Strand entdeckt hatte. Gegen Mittag kamen zwei Polizisten, jedoch Schol sagte ihnen, er wisse nichts von einem Deserteur. In der kommenden Nacht brachte er ihn aus dem Dorf hinaus.

Erst nach Tagen erzählte er es mir. Ich ärgerte mich, daß er mich nicht eingeweiht hatte - wie gern hätte ich den desertierten Legionär gesehen!

„Es wäre zu gefährlich für den Mann gewesen“, sagte er. „Du hättest der Polizei wohl nichts gesagt, aber vielleicht den anderen. Und ich weiß nicht, ob die geschwiegen hätten.“

„Aber ich bin dir nicht böse deswegen“, erwiderte ich. „ich gebe dir bei schlechtem Wetter Obdach, und du - du nimmst an, ich sei ein schwatzhaftes Marktweib.“

Er sah ehrlich betrübt aus. „Ja, das war wohl nicht ganz recht von mir. Wenn du böse bist, will ich nicht wieder um Einlaß bitten.“

Ich erschrak. „So - so war es nicht gemeint“, stotterte ich. „Aber der Legionär war doch ein Deutscher, und die Deutschen haben dich . . .“

Er sagte ernst: „Ich habe zweierlei bedacht: daß mir einmal, als ich selbst zu den Fliehenden gehörte, ein Deutscher geholfen hatte, und zweitens: daß dieser junge Mann schuldlos war, denn damals war er noch gar nicht geboren. Da habe ich ihm geholfen, und ich bin glücklich darüber.“

Es wurde ein kalter Sommer. Die Boote kamen oft mit wenig Beute zurück. Je weniger gefangene Fische - um so geringer der Verdienst, das war eine einfache Rechnung. Schol litt darunter, daß die Leute schlecht verdienten und nicht immer genug zu essen hatten. Jean und Emile hatten oft Hunger.

Manschmal sprach Schol davon, daß er bald weiterwandern wolle. Uns gefiel das nicht. La Coque ohne Schol Raphsocki - was wäre das! Und ich durfte nicht daran denken, daß ich im Frühjahr nach Limoges zurückkehren sollte und meine Freunde verlassen mußte.

Eines Vormittags gingen Schol und ich am Strand entlang. Es war Ebbe. Muscheln zerbrachen unter unseren Füßen. Möven schrien freßgierig, und die Luft hing voll vom herben Salzgeruch des Ozeans.

„Nun wird bald das Manöver anfangen!“ sagte Schol.

„Ein Manöver?“ fragte ich überraschend. „Hier, in La Coque?“

„Ob es genau hier sein wird, weiß ich nicht. Aber sicherlich in der Umgegend. Ich werde warten, bis es vorüber ist.“ Er sah mich von der Seite an. „Danach wird Schol Raphsocki dir adieu sagen!“

Erst Sekunden später begriff ich, was er damit sagen wollte. „Du willst fort?“ fragte ich betroffen.

„Ja, Aleks. Im Winter wäre La Coque nicht der richtige Ort für einen wie mich. Ich darf nicht krank werden, weil ich doch nach Polen will.“

„Du könntest doch in meinem Zimmer bleiben, es ist ein Ofen drin.“

Er schüttelte den Kopf. „Das wäre aufdringlich. Nein, das geht nicht!“

Außerdem muß ich mir die Zeit klug einteilen, wenn ich Zamość wiedersehen will.“

Das Manöver begann noch nicht so schnell, jedoch eines Morgens, gegen Ende Oktober, hörte ich Schüsse, sekundenlang anhaltendes Knattern und seltsames Dröhnen.

„Panzer dröhnen so“, sagte Schol nachher. Das alles blieb in einer Entfernung von fünf oder sechs Kilometern. Nur die Flugzeuge, die im Tiefflug vor der Küste entlang donnerten, sahen nah und groß aus. Ein Hubschrauber orgelte über das

Dorf hinweg, und kurz darauf jagte ein dreckbespritzter Motorradfahrer in Tarnkleidung die Küstenstraße entlang.

„Der schlimmste Zustand ist Krieg; der schönste Frieden!“ sagte Schol, als wir uns nachmittags bei ihm in der Bucht aufhielten. „Krieg, Verfolgung, Flucht, das hat einen Vorteil: Wenn du in Lebensgefahr bist, gehen dir die Augen auf für die kleinen Schönheiten des Lebens. Du gelobst, sie nie mehr gering zu schätzen, falls du lebend davonkommst.“

Am späten Nachmittag kam die Verpflegungskolonne. Drei Lastwagen, zwei Feldküchen und zwei Motorradfahrer hielten am Eingang des Dorfes. Die Soldaten kletterten aus ihren Fahrzeugen, standen da oder vertraten sich die Beine. Wir umschlichen wie witternde Hunde den Pulk; so nannte Schol die Kolonne. Dabei erfuhren wir, daß heute kein Essen mehr an die Truppe da „vorn“ ausgegeben würde; die Gefechtsleitung der diesseits liegenden „blauen“ Truppe habe entschieden, daß der gesamte Verpflegungszug von „roten“ - feindlichen - Tieffliegern beschossen worden und ausgebrannt sei.

„Aber das stimmt doch nicht!“ sagte Lalla. „Die Wagen sind heil.“

„Klar!“ entgegnete Boris. „In Wirklichkeit sind die noch da, nur im Manöver sind sie ausgebrannt. Ist ja kein richtiger Krieg.“

Emile und Jean, die zu Haus eine magere Kost bekamen, malten sich aus, was an herrlichen Sachen hinter den Zeltplanen der Wagen verborgen lag: Schokolade, Wurst, Käse, weißes Brot, Wein, Zigaretten. Auch Boris und ich, die wir satt waren, wurden gierig und überlegten heimlich, wie wir uns etwas von der nahrhaften Fracht aneignen konnten.

Boris sprach es zuerst aus: „Man müßte auf die Wagen klettern!“

Lalla sagte erschrocken: „Das ist Diebstahl!“

Emile widersprach: „Diebstahl ist es nicht. Die Sachen existieren ja nicht mehr, sie sind verbrannt!“

Lalla entgegnete: „Was nicht mehr existiert, kannst du nicht essen.“

„Nur die Soldaten können es nicht. Für uns ist es nicht verbrannt.“

Lalla schüttelte den Kopf. „Entweder ist es doch verbrannt, oder es ist nicht verbrannt. Es gibt nicht beides auf einmal.“

Es dämmerte. Schwarze Wolken schwebten tiefhängend über der See, und die Wellen liefen unter ihnen in langer Prozession der Küste zu. Zwei Soldaten mußten mit geschultertem Gewehr an den Lastwagen auf und ab gehen, die übrigen zogen die Dorfstraße hinauf ins Gasthaus.

„Nur noch zwei sind da!“ sagte Jean leise.

Schol stand plötzlich bei uns. „Ihr habt Hunger?“ fragte er. Wir alle antworteten einmütig: „Ja!“ zwei von uns waren sicherlich hungrig, wir anderen bildeten es uns ein. Schol wiegte den Kopf. „Wenn ihr mich fragt: Es ist gefährlich! Soldaten haben ihre Befehle. Es könnte allerdings sein, daß die Wachsamkeit nachgelassen hat, weil ja alles ausgebrannt ist.“

Um die Soldaten zu täuschen, zogen wir uns zurück, schlichen aber mit der sinkenden Dunkelheit wieder an die Kolonne heran. Dort hockten wir in einer Mulde hinter einem Gebüsch. Als in der Gegend vonHerbage Leuchtpatronen hochgeschossen wurden, sahen wir für einen Augenblick die Umrisse der Soldaten. Das Rauschen des Meeres steigerte sich allmählich, die Flut kam herein.

Plötzlich rief irgendwo eine Stimme, die den militärisch kurzen Kommandoton an sich hatte: „Beide Posten nach vorn! Kontrolle durch Schiedsrichter-Offizier!“ Einer der Posten rief laut: „Jawohl! Verstanden!“

Sie gingen los. Ich dachte über die Stimme nach, die gerufen hatte, das aber erst, als ich die dunkle Gestalt bemerkte, die kaum wahrnehmbar am letzten Wagen auftauchte und sich mit einiger Anstrengung nach oben zog.

„Wer ist das?“ flüsterte Emile. „Weiß nicht“, antwortete ich und ahnte es doch schon. Boris sprach es aus: „Schol?“

Die Posten hatten begriffen, daß sie genarrt worden waren, und kamen eilig zurück. Da sauste Jean zum Wagen, stieß unterdrückt hervor: „Sie kommen!“ und sprang zurück in die Dunkelheit. Der Mann kletterte hastig herunter, jedoch die Soldaten hörten es. Und schon riefen sie: „Halt! Stehenbleiben! Oder wir schießen! Halt!“

Der Mann floh der Küste zu. Der erste Schuß bellte erschreckend nahe bei uns. Wir lagen flach auf dem Boden. Als die Posten vorbeirannten, sprangen wir auf und liefen hinterher. Sie standen auf den Felsen oberhalb der Bucht. Vom Wasser drang etwas Helligkeit herauf. Einer der Posten leuchtete mit einer Taschenlampe die Felsen ab, darauf richtete er den Lichtstrahl nach unten. Da sahen wir das Sofa. Es trieb auf dem Wasser, und es hockte einer darauf - Schol! Der andere Soldat riß das Gewehr hoch, da schrie ich: „Obacht Schol!“ Er duckte sich. Der Soldat, von meinem Ausruf verwirrt, ließ das Gewehr sinken. Eine Welle riß das Sofa hinweg, und Sekunden später war es hinter dem Felsvorsprung verschwunden. Die Bucht lag wieder leer da, die Flut füllte sie brandend aus.

„Ist wie Hexerei!“ murmelte der Soldat. „War doch'n Sofa, nicht?“

Der andere wandte sich uns zu. „Was habt ihr hier zu suchen, he? Ihr seid wohl auch Spitzbuben.“

Ich sagte: „Wir hörten den Schuß und - da liefen wir hierher.“

„Euch glaube ich kein Wort!“ sagte er.

Boris fragte: „Warum haben Sie geschossen? Es ist doch alles verbrannt!“ Der Soldat begriff nicht so schnell, was Boris meinte, dann drohte er halblaut: „Macht bloß, daß ihr Land gewinnt!“

Irgendwo blieben wir stehen, lehnten uns an eine Hauswand, und Jean sagte: „Wenn der Soldat getroffen hat!“

„Dann hätte Schol geschrien“, meinte Boris. Lalla erwiderte: „Er kann auch ertrunken sein. Das Sofa ist kein Boot.“

Emile preßte zwischen den Zähnen hervor: „Soldaten! Immer müssen sie sofort drauf los ballern.“

„Ich möchte nach ihm suchen“, sagte ich. „Aber ich riskiere es nicht. Außerdem ist es zu dunkel, und die Flut kommt hoch herein.“

Bedrückt trotteten wir nach Hause. Von meinem Fenster aus starrte ich zur See hinüber. Ich fühlte ihre Kälte und erschauerte von ihrer unermesslichen Weite. Danach lag ich wach im Bett und wartete, daß ein Steinchen ans Fenster klopfte oder Schols Schritte die Treppe heraufstiegen. Ich würde hinausspringen und ihm aufmachen. Aber er kam nicht.

Am Morgen lief ich zur Bucht hinunter. Es war ein klarer, blankgeleckter Himmel. Auch das Dorf sah leer aus. Als ich die Straße überblicken konnte, sah ich, daß die Verpflegungskolonne nicht mehr dastand. Einen Augenblick blieb ich stehen, weil eine Stimme in mir sagte: Das hast du geträumt. Es gibt keine Verpflegungskolonne, kein Manöver, und es hat nie einen Schol Raphsocki gegeben!

Aber dann zerschnitten Mövenschreie die Stille um mich, und einen Atemzug später setzte in der Gegend von Herbage das Kriegsspiel mit Knattern und Dröh-



nen ein. Da dachte ich: In La Coque geschehen wunderbare Dinge: ausgebrannte Lastwagen sind über Nacht heil und ganz und fahren weiter.

Es war Ebbe. Das Sofa lag, vom Wasser umspült, etwa fünfzig Schritte vor der Bucht, aber Schol erblickte ich nirgendwo. Ich rief: „Schol!“ Und dann: „Schol Raphsocki! . . .“ Feuchtkühler Wind fuhr mir ins Gesicht; mich fror plötzlich. Ich kletterte die Felsen hinunter. „Schol“, sagte ich vor mich hin, „wo bist du? Hörst du nicht, daß ich dich suche?“

Möven flogen mich an, stießen auf mich herab und schrien funkelnden Auges nach Futter. Ich bildete mir allerlei ein: daß Schol von einer Woge gegen die Felsen geschleudert worden war und das ablaufende Wasser ihn ins Meer hinausgerissen hatte; daß die unersättlichen Möven sich jenen Vers zukreischten, den ich bei Onkel Brijant in einem alten Lesebuch gefunden hatte:

„Im Wasser liegt einer,  
ist rundherum feiner  
und größer als toter Fisch.  
Stoßt nieder! Zu Tisch! Zu Tisch!“

Ganz plötzlich fuhr mir der Gedanke heiß durch den Kopf: Schol kann in dem Versteck sein, in dem er damals den Legionär verborgen hatte! Er hatte es mir seinerzeit gezeigt. Über Schotter und grün veralgte Steine, durch schmale, vom Wasser ausgewaschene Rinnen, unter gefährlich überhängenden Steinblöcken hinweg erreichte ich den dämmerigen, konkav gewölbten Unterschlupf. Die Flut konnte ihm nichts anhaben. Ich bewegte mich zögernder je näher ich der Grotte kam.

Er lag auf einem Lager aus welchem Gras, alten Zweigen und Laub. Zuerst sah ich nur die glänzenden Augen, das bleiche Gesicht, dann das silbrige Haar und die Baskenmütze. „Schol!“

„Aleks!“

„Bist du verletzt, Schol?“

Er antwortete halb scherzend: „Soldaten verletzen nicht, sie verwunden. Der Soldat wird in die Luft geschossen haben.“

Ich sah, daß er unter dem Mantel zitterte. „Du frierst ja!“

„Ich bin ins Wasser gefallen. Eine Welle hat mein Sofa umgeschmissen.“

„Wo ist es jetzt?“

„Es liegt vor der Bucht. Ich brauche es nicht mehr. Obwohl es mir leid tut, daß es verkommt. Ich bin ein schlechter Schwimmer; weiß wirklich nicht, wie ich es fertiggebracht habe, mich zu retten. Im letzten Augenblick fühlte ich Grund unter den Füßen. Zum Glück hatte ich meinen Mantel hiergelassen. Ich habe die Kleider ausgezogen und ausgewrungen. Inzwischen sind sie mir am Leib schon fast wieder getrocknet.“

Bestürzt sagte ich: „Du hast das nasse Zeug wieder angezogen? Warum bist du nicht zu mir gekommen?“

„Ich konnte nicht. War zu erschöpft.“ Er zeigte auf die Sachen, die er aus dem Wagen erbeutet hatte: Zwei Tafeln Schokolade, eine Wurst, eine Stange mit kleinen runden Käserollen. „Nun hast du wenigstens was zu essen“, sagte ich. Er sah mich überrascht an. „Ich? O nein! Ich brauche nicht viel. Ihr solltet es essen. Jean und Emile vor allem, die arm sind und nichts auf den Rippen haben. . . . Aber während ich hier lag, habe ich darüber nachgedacht, was ich getan habe. Ja, Aleks, ich bin ein Dieb! Schüttele nicht den Kopf – es war Diebstahl! Und ich bitte dich, die gestohlenen Lebensmittel den Soldaten zurückzubringen.“

Sag ihnen, du hättest sie hier irgendwo gefunden! . . . Wirst du das tun?“ drängte er.

„Ja – ich werde es tun“, sagte ich stockend. Aber dann fiel mir ein, daß die Soldaten weg waren.

„So, sie sind weitergefahren“, sagte er langsam.

„Willst du nicht mitkommen zu uns nach Haus?“ fragte ich. „Onkel Brijant und Tante Claire würden sich bestimmt freuen.“

„Nein, nein! Laß mich nur hier ausruhen! Morgen werde ich euch verlassen und weiterwandern.“

Ich erschrak. „Morgen? Warum denn so schnell schon?“

Er antwortete nur: „Es ist an der Zeit.“

Da wußte ich, daß sein Entschluß endgültig war.

In der Schulpause erzählte ich meinen Freunden, daß ich Schol gefunden hatte.

„Er ist nicht verwundet, aber er friert, weil er gestern abend ins Wasser gestürzt ist. Stellt euch vor: Er ist nicht für sich auf den Lastwagen gestiegen, sondern um für uns etwas zu holen. Aber er sagte, er habe darüber nachgedacht. Es sei Diebstahl gewesen . . . Übrigens – morgen mittag geht er fort!“

Da sahen sie einander bestürzt an. Emile sagte trotzig: „In meinen Augen ist Schol kein Dieb. Er wollte uns helfen. Und wenn er einer ist! Jetzt mag ich ihn erst recht.“

„Ich auch!“ sagte Boris, und wir andern nickten zustimmend.

Ich brachte Schol einen alten Pullover von Onkel Brijant, den Tante Claire mir auf meine Bitte für ihn gegeben hatte. Er freute sich darüber und zog ihn sofort an. „Ich glaube, ich habe mich erkältet“, sagte er, als er husten mußte. „Aber das wird vorübergehn. Der alte Schol ist ein zäher Bursche.“

Nachmittags saßen wir alle bei ihm. Seine Augen glänzten, und seine Stimme hatte einen leise pfeifenden Ton.

Abends hörte ich seine Schritte zum letztenmal, als er die Treppe heraufkam. Ich hatte ihm eine Matratze und eine Wolldecke hingelegt.

„Ich werde an dich denken“, versprach er. „Wenn ich in Polen bin. In Zamość. An euch alle hier: Boris, Lalla, Jean und Emile. An deinen Onkel Brijant und deine Tante Claire. Es war eine wirkliche Freude für mich, euch kennengelernt zu haben. Auch eine Ehre, ganz gewiß auch eine Ehre.“

Da drehte ich mein Gesicht schnell zur Wand.

Als ich am Morgen aufwachte, war Schol nicht mehr da. Ich sprang aus dem Bett und wollte an's Fenster, da entdeckte ich einen Zettel auf dem Tisch. „Adieu!“ stand darauf, sonst nichts.

Ich zog mich hastig an und lief hinunter an's Meer. Das Sofa lag an einer anderen Stelle. Nur einmal rief ich: „Schol!“, dann ging ich mit hängendem Kopf nach Haus.

Wochen später lief ein Gerücht durch La Coque: Schol Raphsocki sei nur bis Falaise gekommen, zwei Dörfer weiter ostwärts, und dort an Lungenentzündung gestorben. Wir glaubten es nicht, und wir hüteten uns, nach Falaise zu gehen.

## **Der Pflüger**

VON HANS VARNHORST

*Die Erde ist schwer, und blank ist mein Pflug,  
er wendet die Schollen in langsamen Zug,  
da stampfen die Rosse, und dumpf hallt ihr Schritt,  
ich wandre in Frühtau und Sonnenglanz mit.*

*Hinauf und hinunter die dampfende Bahn,  
und Furche legt brodelnd an Furche sich an,  
da steckt mir im Herzen manch fröhlicher Sang  
und wandert mit mir meinen Acker entlang.*

## **Dank dem Schöpfer**

VON FRANZ PUNDT

*Prachtvoll strahlen tausend Sterne  
hoch vom Himmel auf mich nieder,  
tiefe Stille herrscht ringsum;  
doch im Herzen hallt es wider:  
Herr des Himmels, Herr der Welt,  
wie gewaltig und unendlich  
daß es jeden Mensch ergreife,  
spannst du über uns dein Zelt.*

*Erste Sonnenstrahlen steigen  
fern am Horizont empor,  
und die Dunkelheit entweicht,  
machtvoll bricht das Licht hervor.  
Jauchzend singt ein Heer von Vögeln  
Gott im Himmel Ehre zu,  
Mensch, erhebe auch deine Stimme  
nach des Schlafs gesunder Ruh.*